Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Sommertraum
Autor: Altheer, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573809

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sommertraum.

Nachdruck verboten.

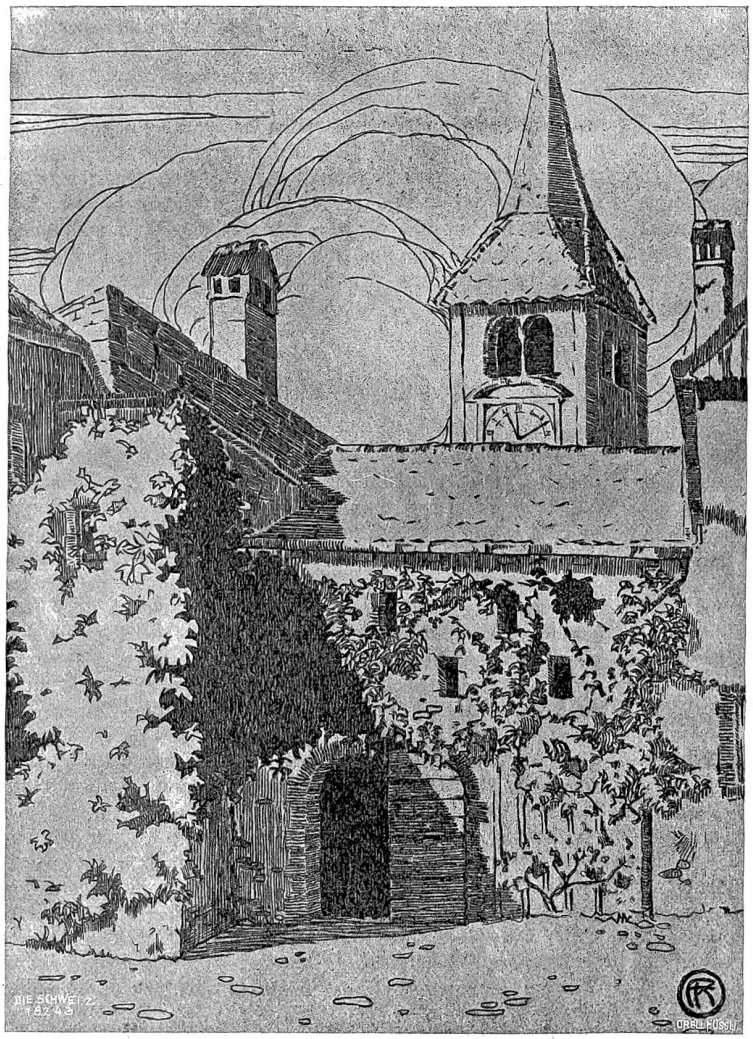
Skizze von Paul Altheer, Berlin.

Wir saßen wie fast alle Nachmittage beim Kaffee im Speisehaus, an einem der gedeckten Tischchen, das wir zu unserm Stammtisch erkoren. Wir trafen uns hier fast jeden Mittag und pflegten uns Zeit zu lassen, lasen eine Zeitung oder unterhielten uns über dies und das, was uns gerade nahe lag. Und weil wir beide, mein Freund Heinrich und ich, jung und begeisterungsfähig waren und die Natur sich dem Frühling entgegenrüstete, kam es nicht selten vor, daß Frauen in unsern Gesprächen und Erzählungen eine mehr oder weniger große Rolle spielten. Ich war erst kurze Zeit in der Weltstadt und hatte mir aus meiner Heimat nebst einigen andern bescheidenen geistigen Gütern einen schönen Idealismus und ein gläubiges Vertrauen auf die Seelenschönheit und Lauterkeit der Frau mit hinübergenommen. Meinem Freunde schien es nun besonders Spaß zu machen, mir nach und nach ein Stücklein nach dem andern von meinem schönen Glauben wegzubrechen und mir zu beweisen, daß es wohl ganz angenehm und edel sei, so groß von seinen Nächsten und besonders von den Frauen zu denken, daß das in der Tat der Anerkennung und Belobigung bedürfe, bloß wie das meiste, das schön und edel zu nennen sei, mit der Wirklichkeit nicht völlig übereinstimme. Darüber regte ich mich in der ersten Zeit natürlich des öftern auf, bis ich einsah, daß die Mühe umsonst war; denn letzten Endes behielt doch immer Heiner recht, und ich war derjenige, der sich belehren lassen mußte.

Aehnlich ging es auch diesmal. Mein Freund hatte — aus irgend einem Grund, den ich nicht mehr kenne—behauptet, die Frauen vermöchten nichts, selbst das Tiefste und Innigste nicht zu verschweigen. Ich hatte mir nicht die Mühe genommen zu widersprechen; denn ich wußte, daß er für seine Behauptung mindestens ein halbes Dutzend Beispiele aufmarschieren lassen konnte, und was wollte ich gegen sein Massenaufgebot! Ich ließ vom „Ober" zwei gute, nicht zu kleine Zigarren bringen; denn ich hatte gehört, daß Heiner doppelt so gern plauderte, wenn er etwas Anständiges zu rauchen hatte. Ich ließ den Deckel meines Feuerzeuges springen, daß sich unter einem schwingenden metallenen Klang die Flamme entzündete, und bot ihm Feuer. Ein paarmal flackte es über der Zigarre hell auf; dann blies er den bläulichen Rauch kräftig gegen das Licht, daß es erlosch. Während ich nun auch meine Zigarre in Brand steckte, zog er den Rauch tief in sich hinein und hauchte ihn leicht und langsam, ihn so recht gründlich auskostend, wieder von sich; dann trank er einen kleinen Schluck aus der vor ihm stehenden Tasse und begann:

Vor vier oder fünf Jahren war es. Genau weiß ich es nicht mehr. Es ließe sich ja nachrechnen, wenn es sein müßte. Aber es muß nicht sein, und so lassen wir das. Ich war damals in einem großen Exporthaus und hatte bei meinem Chef einen ansehnlichen Stein im Brett. Er war ein aufbrausender Mann, den nichts so sehr reizte wie Widerspruch. Er konnte dann so wütend werden, daß man ihn nicht wiedererkannte und daß er nicht wußte, was er tat. Man fürchtete ihn im ganzen Hause und wich ihm aus, soweit man konnte. Ich hatte Gelegenheit gefunden, ihm näherzukommen, und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß er selber derjenige war, der am meisten unter seiner Nervosität litt. Weil es von jeher meine Art war, einen jeden Menschen so zu nehmen, wie er ist, mied ich ihn wohl in solchen Augenblicken der Aufregung, suchte aber nachher mit bescheidenen Worten ihm meine Ansicht mitzuteilen und erreichte so mehr als einmal, daß er meine Ratschläge befolgte und glücklicherweise immer gute Erfahrungen damit machte. Darauf zog er mich später in seine Nähe und machte mich vertraut mit vielen internen Geschäftsangelegenheiten, die kaum seine ältesten Leute kannten.

Ich mußte dies vorausschicken, um glaubhaft zu machen, daß ich just in der schönsten Sommerszeit meinen Urlaub erhielt, in dem ich die Geschichte erlebte, die ich Ihnen erzählen will. Ich hatte mir eines der einsamen Ostseebäder ausgesucht und hoffte hier drei Wochen lang gründlich ausruhen und mich in ungestörter Einsamkeit erholen zu können. Es waren nicht viele Gäste in meinem Hotel. Mit einigen jungen Herren, die ich am ersten Abend traf, kam ich bald ins Gespräch und erfuhr, daß ich wirklich gefunden hatte, was ich brauchte. Kein vernünftiger Mensch sei in dem Nest zu finden. Kein Konzert, nicht das schlechteste, kein Theater, nichts, nichts. Nicht einmal ein anständiges Mädchen sei aufzutreiben. Ja, eine allerdings wäre da. Tiptop in jeder Beziehung. Aber es sei gar nichts zu wollen, absolut nichts. Uebrigens sei sie verlobt...



Franz Kienast, Zürich.

Auvernier Abb. 1.
St. Nikolauskirche, vom Garten Lardy aus.

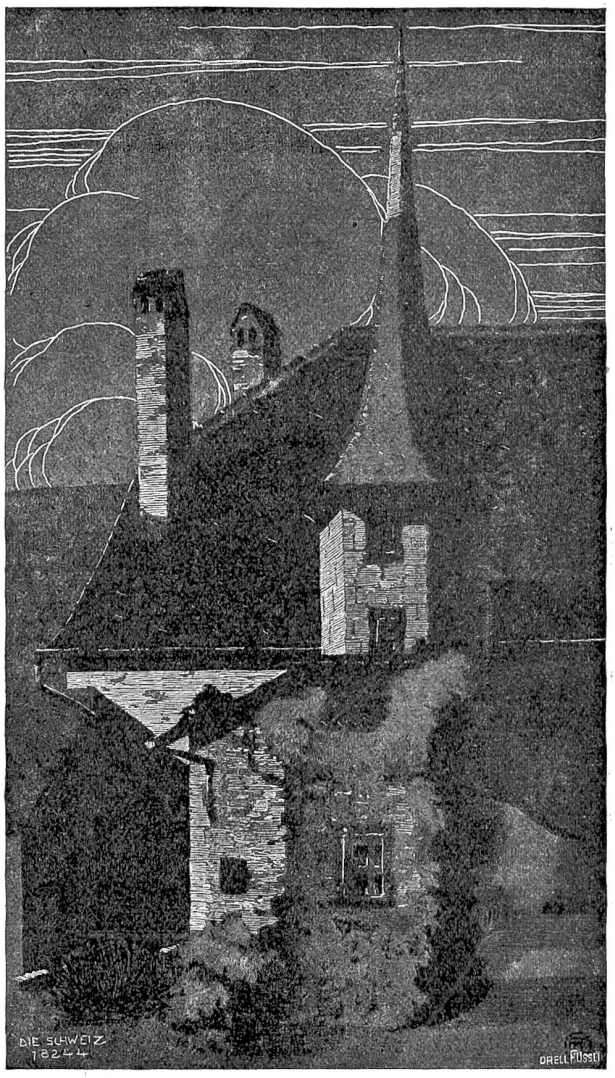
Ich gab nicht viel auf das Gerede. Es war mir ja gerade recht, so, wie ich es hier getroffen hatte. Ich wollte bloß Ruhe, weiter gar nichts. Ich war häufig am Strand und schloß mich einem Fischer an, mit dem ich zuweilen hinausfuhr auf das Meer. Einmal waren wir weit draußen, als wir einen Sturm kommen sahen. Pfeilschnell flog unser Boot vor dem Winde her dem Ufer zu, das wir knapp vor dem losbrechenden Wetter erreichten. Beim Aussteigen mußte ich mich wohl etwas übereilt haben; denn ich trat schief auf und fühlte einen stechenden, fast unerträglichen Schmerz in dem einen Fuß. Ich wollte weitergehen, vermochte aber nicht mehr auf dem verletzten Fuß zu stehen und sah mich infolgedessen genötigt, die Hilfe meines Begleiters in Anspruch zu nehmen und mich, auf seine kräftigen Schultern gestützt, zum Hotel geleiten zu lassen. Dort wurde ich natürlich bestaunt und begafft, wie es immer geschieht, wo ein paar Menschen nichts zu tun haben. Man hatte uns draußen vor dem Sturm fliehen sehen und war erfreut über den glücklichen Ausgang der gefahrvollen Fahrt. Kurz und gut, ich war, ohne mein Verschulden, zu einer kleinen Berühmtheit des einsamen Nestes geworden.

In den folgenden Tagen lag ich viel am Strande, ein schönes Buch in der Hand, darin ich las, wenn mich nicht gerade die Lust ankam, über das blaue Meer zu träumen, das gewaltig und doch so unendlich friedlich und schmeichelnd dalag und zu meinen Füßen im Sande tändelte, während es in blauer Ferne in den Himmel zu wachsen schien. Ich lauschte dem leisen Rieseln seiner leichten Wellen und erfreute mich an den Sonnenstrahlen, die darinnen blitzten. Es läßt sich so wunderbar träumen am weichen sonnigen Strand. Die Gedanken kommen und gehen, ohne daß man dessen bewußt wird. Es ist, als erzählte ein lieber Freund oder eine schöne Freundin süße Geschichten. Und dabei sind es die eigenen Erlebnisse, die wiederkehren in der Gestalt zarter feiner Geschichtchen, die man lächelnd genießt als etwas Fremdes, etwas Neues, das wunderbar wohltut und sich wie ein heimliches melodisches Klingen auf die Seele legt.

So träumte ich eines Nachmittags, an einer einsamen Stelle liegend, vor mich hin, als ich Schritte zu vernehmen glaubte. Nachlässig bog ich den Kopf zurück, bis ich zwei helle freundliche Augen über mir leuchten und lächeln sah. Es war, als ob einer der Gedanken, die mir vorhin so wohltuend durch das Gedächtnis gewandert waren, Gestalt angenommen hätte. Ich schloß die Augen und öffnete sie wieder. Und noch sah ich die beiden lichten Augen über mir lächeln, sah auch ein feines frühlinghaftes Mädchenangesicht und erkannte die hübsche junge Dame aus meinem Hotel. Ihre Augen ruhten noch immer in den meinen, während sie langsam weiterging, kaum daß sie sich bewegte. Ich nickte ihr lächelnd zu. Sie nickte wieder und bot mir ihren Gruß. Dabei vernahm ich zum ersten Mal ihre Stimme: ein feines liebliches Klingen, wie aus meinen Träumen kommend, so zart und mild, wie ich es noch nie gehört zu haben glaubte. Sie ließ sich auf mein Bitten ohne weiteres an meiner Seite nieder und erkundigte sich nach meinem Befinden. Dann plauderten wir zusammen bis spät zum Abend und kehrten miteinander ins Hotel zurück.

Nun trafen wir uns alle Tage, entweder am Rand eines Wäldchens oder unten am Strand im weichen warmen Sande. Und wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, lernten wir uns schneller und tiefer kennen, als man sich in der Großstadt in dreifacher Zeit kennen zu lernen pflegt. Wir philosophierten miteinander und erzählten aus unserm Leben mancherlei. So wurden wir vertraut wie Bruder und Schwester.

Natürlich wurde im Hotel über unsere Freundschaft geklatscht. Das kümmerte uns nicht. Wir lebten wunderschöne Tage und genossen ein reines tiefes Glück der Seele, die gefunden hat, wonach wir alle suchen ein Leben lang: Mitgefühl, Verständnis und die zarte, wohltuende Liebe, die nichts gemein hat mit dem rein Geschlechtlichen und darum so beruhigend wirkt, so lieblich, wie der Anblick des Meeres oder weiche leise Glockenklänge, die kaum vernehmbar aus dem dämmernden Abend irgendwoher aus weiter Ferne unser Ohr berühren.

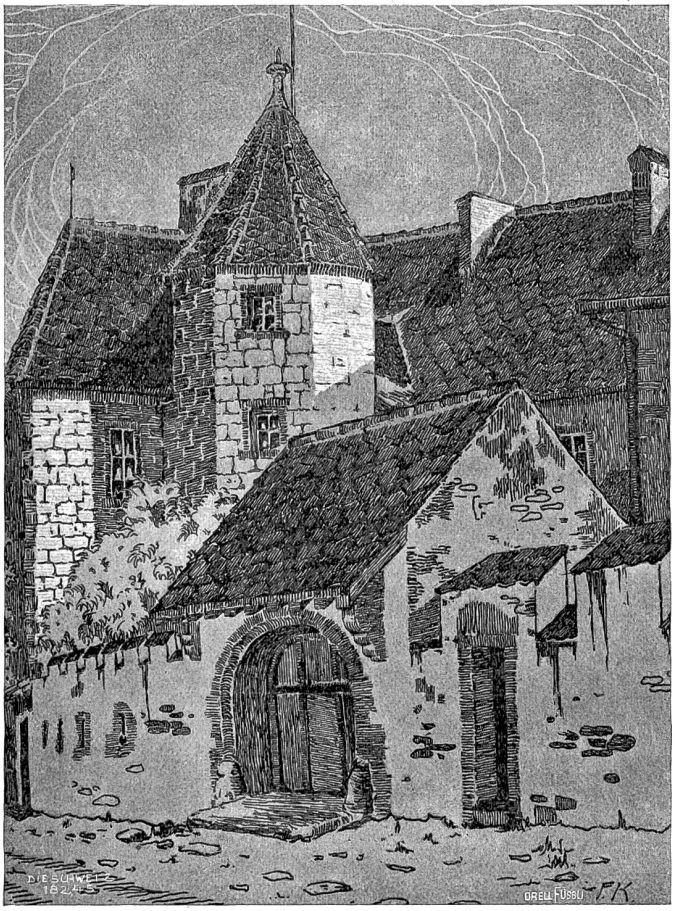


Franz Kienast, Zürich. **Auvernier Abb. 2.** Haus Lardy.

So nahte zu rasch der Tag, da ich Abschied nehmen und wieder zurückkehren mußte nach Berlin. Ich war betrübt, als ich ihr das sagen mußte; denn noch nie hatte sich mir eines Menschen Seele so liebevoll erschlossen wie hier.

Ich hatte erwartet, daß sie ein betrübtes Gesicht machen würde, um schließlich mit jenem süßen, etwas wehmütigen Lächeln von mir zu gehen, das bedauert, schon abbrechen zu müssen, vor der Zeit — wo es so schön war, das aber doch nicht vergißt, dankbar zu sein — nicht mir gegenüber, so eingebildet war ich noch nie — aber dafür, daß es so inniges Verstehen gibt auf Erden. Sie war ja so klug und konnte wissen, daß unserm Traum ein Erwachen folgen mußte.

Sie wurde blaß wie ein Tuch, und ein Zittern ging durch ihren zarten Körper. Ihre Augen blickten mich an und waren weit aufgerissen, und ein gewaltiger Schmerz, ein unendliches Weh klagten aus ihnen. Dann begann sie zu schluchzen und ließ sich nicht trösten und nicht beruhigen, bis die Sonne vom Himmel in das Meer stieg und die Dämmerung aus der Ferne heranzuschweben schien.



Franz Kienast, Zürich. **Auvernier Abb. 3.** Alte Propstei.

Da gingen wir ins Hotel zurück, schweigend, Arm in Arm, und fanden keine Worte. Sie bat mich, noch einen Augenblick mit zu ihr hinaufzukommen. Und da ich keinen Grund hatte nein zu sagen und ihre Schwäche fühlte, begleitete ich sie auf ihr Zimmer und setzte mich zu ihr auf das Sofa.

Es war schon dunkel. Die Fenster wiesen nach Westen und waren weit geöffnet, daß wir die Glut des Abendrotes sich im Meer spiegeln sahen. Minutenlang staunten wir hinaus und hingen unsern Gedanken nach. Dann fühlte ich mit einem Mal die heiße Glut ihrer weichen Arme um meinen Nacken, fühlte die Seide ihres goldenen Haares auf meiner Stirne und dann den weichen träumerischen Mund wie eine Flamme, sengend und bebend auf meinen Lippen.

Noch nie hatte mich ein Kuß so tief erschauern lassen, nicht einmal damals, da ich als blutjunger Gymnasiast zum ersten Mal mein heimliches Lieb in den Armen hielt. Ich fühlte einen Taumel über mich kommen und schloß die Augen in wonnigem Entzücken. Als sich aber unsere Lippen lösten, flüsterte ihre wunderbare Stimme und bat mich, zu bleiben...

Ich weiß heute noch nicht, warum ich es nicht getan habe. Zu jeder andern Zeit hätte ich zugegriffen und mir ein Glück genommen, das sich mir bot. Hier indes war etwas, das klang wie eine Dissonanz in die Stimmung der vorangegangenen Tage. Ich fühlte mich mit einem Mal herausgerissen aus dem Traum, in dem ich drei Wochen glückselig gegangen war. Ich fühlte etwas unendlich Großes, etwas Wunderbares in das grelle Licht der Alltäglichkeit gezerrt, ein heimliches Glück von fremden Blicken begafft, von fremden Händen berührt. Wie wenn wir etwas haben, das ist wunderbar, ist das Köstlichste, das wir kennen, etwas, das wir auf Erden nie zu finden gehofft haben, und es kommt mit einem Mal einer und berührt es mit seinen beschmutzten Blicken und lacht über unsere Schwärmerei...

Ich erinnerte das Mädchen daran, daß sie mir selber erzählt, daß sie verlobt sei, und hoffte sie so zur Vernunft zu bringen. Aber wieder loderte es auf in ihr, glühender als der Purpur, der über dem Meer funkelte. Und abermals hing sie an mir, brannten ihre Arme an meinem Nacken, strich das weiche goldene Haar über meine Stirne, flammten ihre bebenden Lippen auf den meinen...

Noch heute kann ich mich über meine blödsinnige Gefühlsduselei ärgern. Ich griff nicht zu, ließ meine Flamme nicht mit der ihren auflodern, erwiderte nicht ihre wilde Umarmung. Ich dachte nur immer an einen schönen friedlichen Knabentraum, den ich wieder einmal hatte träumen wollen und aus dem mich der Liebesausbruch des Mädchens jäh gerissen hatte. Da ward mir — ich weiß nicht wie — unsäglich elend und lächerlich. Mit einem Ruck riß ich mich los und eilte pochenden Herzens auf mein Zimmer, wo ich noch in der gleichen Nacht den Koffer packte, um in der Morgenfrühe zu reisen.

Ich war zufrieden, daß ich es zu tun vermocht. Eine schöne, unbeschmutzte Erinnerung blieb mein; auch war ich überzeugt, daß das hübsche Mädchen gleich mir dankbar der schönen Tage gedenken und sie als ein heiliges Erinnern aufbehalten werde in der Tiefe ihrer Seele. Für mich kamen wieder die gewohnten Tage langweiliger, phantasiearmer Arbeit, in der ich hinlebte ohne Freude, ohne Teilnahme, wie ein Vieh seine Tage lebt. Ich wußte, daß jede Stunde von diesen endlosen Tagen unwiederbringlich verloren war, und hatte doch nicht den Mut, Schluß zu machen und meine Kraft einer andern Tätigkeit zuzuwenden. Meine kleine Freundin vom Meere habe ich nie wieder gesehen...

* * *

Mein Freund steckte sich eine neue Zigarre an, nippte an seiner Kaffeetasse und fuhr nach kurzer Pause fort:

Ein Jahr später wurde ich auf unerwartete Weise wieder an sie erinnert. Ich wohnte damals, wie es immer meine Art zu sein pflegte, in einer einfachen Bude in der Friedrichstadt. Zweimal nacheinander sagte mir meine Wirtin am Morgen, wenn sie den Kaffee brachte, es sei ein junger Herr da gewesen, der mich dringend zu sprechen wünsche. Die Karte, die der Unbekannte zurückgelassen, trug einen Namen, den ich nie in meinem Leben gehört zu haben glaubte, wenigstens wußte ich ganz bestimmt, daß keiner meiner Bekannten je so geheißen hatte.

Am folgenden Abend trafen wir uns. Er war ein schmächtiger Modejüngling von einigen drei- oder vierundzwanzig Jahren. Er schien sehr aufgeregt, stellte sich vor und dankte für einen Stuhl, den ich ihm angeboten hatte.

„Ich bin der Bräutigam von Fräulein Irene Stern," sagte er und suchte mich mit Blicken zu durchbohren.

Mit dem ruhigsten Gewissen, dessen ich je Herr gewesen bin, zuckte ich die Achseln:

„Bedaure. Habe nicht die Ehre, Ihr Fräulein Braut zu kennen..."

Da wollte er aufbrausen, beherrschte sich aber gleich wieder:

„Sie waren mit ihr zusammen im Seebad im vorigen Juli."

Ich staunte ihn an und vergaß die Antwort.

„Ist dem vielleicht nicht so?" fragte er.

„Ich war im vorigen Juli im Seebad, wo ich eine sehr feine junge Dame kennen lernte. Ob das Ihr Fräulein Braut war und ob sie Irene Stern heißt, weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es!"

„Schön. Wenn Sie es wissen, ist es ja gut. Da brauchen Sie nicht so zu schreien. Womit kann ich dienen?"

„Ich wollte mir nur — nur — Klarheit verschaffen," stotterte der junge Mann und wurde verlegen.

„Klarheit?"

„Ja."

„Und das fangen Sie so an?"

Ich mußte lachen, obwohl die Situation nicht lustig war.

„Ja. Meine Braut hat mir nämlich von Ihnen erzählt ..."

„Hat Ihnen ..."

„Sie sollen sich sehr gut verstanden haben!"

„Hat sie Ihnen erzählt?"

„Ja."

„Dann wird es sicher so sein."

Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, über die Geschichte so zu sprechen, als ob ich nicht ein Beteiligter, sondern irgend ein Zuhörer wäre, dem so etwas noch nie vorgekommen und darum lustig erschien. Denn, daß dies Wirklichkeit sein könnte, fiel mir nicht ein. Oder sollte es möglich sein, daß ein vernünftiges junges Mädchen diesem dämlichen Laffen die tiefsten Geheimnisse ausplauderte? Konnte ein Mädchen diesen Gecken, diesen albernen Narren in sein Heiligstes dringen lassen mit seinen frivolen, nur an Gemeines und Alltägliches gewöhnten Blicken? Und gar meine liebe, kluge kleine Freundin vom Meere? Mein Märchen, wie ich das in stillen Stunden mit geschlossenen Augen nannte, dabei noch einmal träumend, was ich damals gelebt...

„Stimmt das?" fragte der Jüngling, nachdem er mich eine Weile hatte nachdenken lassen.

Nun brauste ich auf, aber gründlich.

„Mensch! Zweifeln Sie vielleicht an dem, was Ihre Braut erzählt?"

Beschämt schlug er die Augen nieder.

„Was wünschen Sie eigentlich von mir?" fuhr ich ihn an.

„Ich wollte Sie fragen — auf Ehrenwort — ob weiter nichts zwischen Ihnen vorgefallen — damals..."

Da lachte ich laut auf.

„Mich wollen Sie fragen? Das? Mich?"

„Ja," gab er leise zurück.

Und ich: „Was sagt denn Ihre Braut darüber?"

„Nein," sagt sie.

Da wurde ich wild: „Wissen Sie, was für ein Wicht Sie sind? Oder soll ich es Ihnen sagen? Dem Mädchen, das Sie heiraten wollen, trauen Sie nicht soviel Wahrheitsliebe zu wie mir, den Sie noch nie gesehen haben?"

Schließlich erbarmte ich mich seiner Niedergeschlagenheit.

„Uebrigens dürfen Sie sich beruhigen. Es ist wirklich nichts weiter zwischen uns vorgefallen. Ein andermal aber glauben Sie, was Ihre Braut sagt! Wenn Sie noch nicht wissen sollten, ein wie großes Schaf Sie sind, will ich Ihnen noch sagen, daß Sie von mir genau dieselbe Antwort erhalten hätten, wenn etwas zwischen uns gewesen wäre, wie Sie das Ding so schön beim Namen nennen!"

Er wurde wieder zaghaft und fragte nach einigen Anläufen:

„Nun weiß ich ja doch nicht, ob — ob — nicht doch — etwas — etwas — zwischen..."

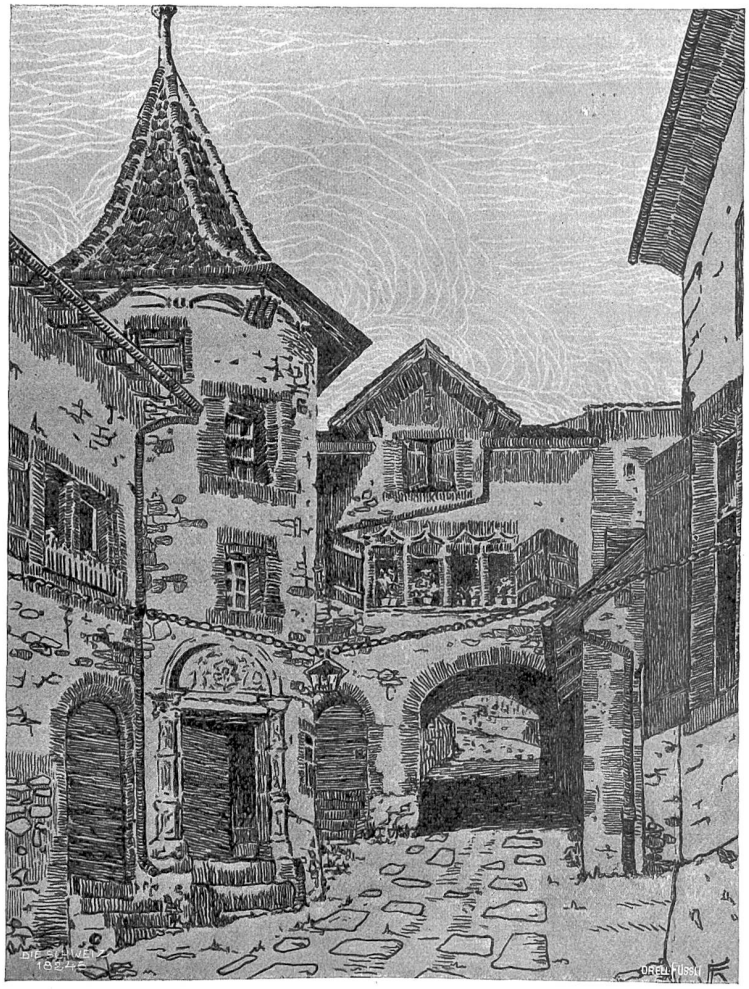
„Sie dürfen ruhig nach Hause gehen und Ihre Braut heiraten. Was ich sagte, ist wahr. Und nun gehen Sie schön zu ihr und grüßen Sie sie von mir. Ich gratuliere Ihnen beiden; denn nach dem, was ich heute erfahren habe, glaube ich zu wissen, daß Sie und Ihr Fräulein Braut einander wahrhaft würdig sind!"

Damit wies ich ihm zuvorkommend die Türe, und die Geschichte war für mich endgiltig erledigt. Ob sie sich geheiratet haben oder nicht, habe ich nicht erfahren. Ich hoffe es aber; denn ich bin noch heute der Meinung, daß sie zusammen paßten.

Auvernier.

Zu den vier Zeichnungen des Verfassers.

Auvernier, am Ufer des Neuenburgersees, von Rudolf III. in einer Urkunde vom Jahre 1011 unter dem Namen Averniacum (daher der deutsche Name Avernach) aufgeführt, bildet mit seinen 130 Häusern das an Fläche kleinste Dorf des Kantons Neuenburg. Schon in prähistorischer Zeit fanden sich hier Ansiedelungen, hat man doch am Seeufer bedeutende Funde aus der Stein- und Bronzezeit gemacht, die jetzt im Musée des Beaux-Arts zu Neuenburg aufbewahrt werden. Auch in unserer Zeit erfreut sich Auvernier einiger Bedeutung. Sein beinahe die ganze Fläche der Gemeinde in Anspruch nehmender Weinbau zeitigt gesuchte Produkte, zudem ist es Sitz der im Jahre 1890 gegründeten kantonalen Weinbauschule. Trotz alledem macht es doch den Eindruck, als ob die Zeit spurlos an ihm vorübergerauscht wäre. Wohl kein anderes Dorf in unserm Lande hat seinen einstigen Charakter wie dieses zu bewahren gewußt. Noch heute bietet es — in der Mitte die



Franz Kienast, Zürich. Auvernier Abb. 4. La Voûte.